

# Programme und Spuren. Zur Differenz von Natur- und Geisteswissenschaften

Scheier, Claus-Artur

Veröffentlicht in:  
Jahrbuch 2005 der Braunschweigischen  
Wissenschaftlichen Gesellschaft, S.115-122



J. Cramer Verlag, Braunschweig

## Programme und Spuren. Zur Differenz von Natur- und Geisteswissenschaften\*

CLAUS-ARTUR SCHEIER

Seminar für Philosophie, TU-Braunschweig  
Bienroder Weg 80, D-38106 Braunschweig

Die Spur der Differenz von Natur- und Geisteswissenschaften läßt sich zurückverfolgen bis zu den Vorsokratikern, aber erst Demokrit scheint es gewesen zu sein, der sich unter dem Druck der Sophistik genötigt sah, von der Darstellung des Alls, der *panta*, die Darstellung eines dies Ganze gleichsam spiegelnden Teilbereichs als des *mikros diakosmos* abzugrenzen – ein Hinweis darauf, daß wie vor ihm Parmenides, Anaxagoras und Empedokles noch Leukipp einfach von *diakosmos* bzw. *diakosmêsis* gesprochen hatte. Die Rede vom Makrokosmos wird ja erst nötig, wo zugleich ein Mikrokosmos zu denken ist, und das ist für Demokrit, nicht aber schon für Leukipp bezeugt. Hier also, in der Auseinandersetzung mit der Sophistik, beginnt sich das Wissen eigens auch als *Wissenschaft* auszufalten, genauer in der Gestalt von *Wissenschaften*, denn wie das Wissen unbeschadet seines inneren Reichtums immer Eines ist, sind die Wissenschaften von Anfang an viele, weil die Gegenstandsbereiche immer viele sind – und die Wissenschaft sagt, was ihr Gegenstand ist, d. h. sie unterscheidet ihn von anderen, die damit zugleich Gegenstände möglicher anderer Wissenschaften werden. So unterschieden die Griechen zu Ende des fünften vorchristlichen Jahrhunderts gemeinhin von der supra-lunaren die sub-lunare Natur, in dieser vom Unbelebten das Lebendige, darin den Menschen, an ihm vom Körper die Seele usw.

Als in allen Teilen durchgebildetes Ganzes, zwar nicht System im neuzeitlichen Sinn, wohl aber eine Enzyklopädie, zeigt sich das klassische Ensemble der Wissenschaften in den „Abhandlungen“ (*pragmateiai*) des Aristoteles. Kraft einer in der Logik gründenden Methodik, die bis tief in die Neuzeit hinein verbindlich blieb, bestimmt er das Produktionswissen (*poiêsis*) im Blick auf das Handlungswissen (*praxis*), dieses im Blick auf das anundfürsichseiende Wissen (*theôria*) und alle poetischen, praktischen und theoretischen Wissenschaften als hingeordnet auf die erste Wissenschaft. Denn wie jede Wissenschaft als solche die ihrem Gegenstand eigenen Prinzipien und Ursachen in acht nimmt, sind

---

\* Vortrag gehalten am 10.06.2005 in der Klasse für Geisteswissenschaften der Braunschweigischen Wissenschaftlichen Gesellschaft.

Sache der ersten Philosophie oder Wissenschaft die ersten Prinzipien und Ursachen, von denen her alle übrigen erst sind, was sie sind, nämlich Anfangsgründe anderer Wissenschaften.

Obwohl also die charakteristisch menschlichen Gegenstandsbereiche von Poetik und Rhetorik, Ethik und Politik genau unterschieden werden von denen der Naturwissenschaft (einschließlich der Traktate über Seele und Seelenleben), kann hier trotz der seit der Sophistik geläufig gewordenen Oppositionen von Technik und Natur bzw. Gesetz und Natur keine metaphysische Differenz von Geistes- und Naturwissenschaften konstatiert werden. Denn zu deren Brisanz gehört die Unvermittelbarkeit, das gesprächslose Gegenüber nach C. P. Snows erfahrungsreichem *Aperçu* der „two cultures“.<sup>1</sup> Von den Demokritischen „Kanones“ bis zu Hegels „Wissenschaft der Logik“ spannt sich hingegen ein geschichtlicher Bogen der Vermittlung *im Prinzip*, der auch den stoisch-monothelistischen Erben der klassischen Vernunft (*noys*), den Geist, nirgendwo – vielleicht (und interessanterweise) gewisse gnostische Vorstellungen ausgenommen – zum Gegenspieler oder zweieiigen Zwilling der Natur werden läßt. Das christliche Dogma von der leiblichen Auferstehung formuliert die Untrennbarkeit theologisch, und wenn zuletzt Hegels „Enzyklopädie“ das System der *philosophischen* Wissenschaften ist, dann werden sie nur noch einmal und durchaus traditionell von den *artes mechanicae* unterschieden, nur daß diese im Zug der neuzeitlichen Transformation der *artes liberales* inzwischen ihrerseits den Status von Wissenschaften erlangt haben.

Von dieser geschichtlichen Warte aus drängt es sich wohl auf, zu erwägen, ob es sich bei der berufenen Differenz nicht um ein nahe genug liegendes *Quidproquo* handelt und die zwei „Kulturen“ vielmehr die seit der Industrialisierung allenthalben konfligierenden „Einstellungen“ einer primär „humanistischen“ und einer primär technisch-industriellen Weltsicht *à la* homo faber sind<sup>2</sup> – nicht nur Heideggers Analyse des „rechnenden“ Grundzugs der modernen (quantifizierenden) Wissenschaften, auch die als Technokratie hier und Technikfeindlichkeit da einander proskribierenden Optionen sprächen dafür, die den politischen Alltag bis heute und nicht ganz selten auf gewalttätige Weise mitbestimmen.<sup>3</sup>

Gewiß. Es dabei bewenden zu lassen, hieße das Problem freilich in einer geisteswissenschaftlichen Phänomenologie der industriellen Lebenswelt neutrali-

<sup>1</sup> C. P. Snow: *The Two Cultures: and A Second Look. An Expanded Version of the Two Cultures and the Scientific Revolution*, Cambridge 1965 (Part I: 1959).

<sup>2</sup> Der Naturwissenschaftler erschiene hier, wie in so vielen populären Romanen und Filmen, nur als die sozusagen schamanistische Variante des geheimnislosen Ingenieurs.

<sup>3</sup> Vgl. die Dokumentation über den Ökoterroristen Ted Kaczynski: Lutz Dammbeck: *Das Netz – die Konstruktion des Unabomers*. Mit einem Anhang: *Die industrielle Gesellschaft und ihre Zukunft*, Hamburg 2005.

sieren, die nur noch die Mühe hätte, sich von einer Gesellschaftswissenschaft abzusetzen, deren statistische Verfahren geeignet sind, die betreffende Lebenswelt als eine *zweite Natur* exakt zu inventarisieren. Damit aber wäre die theoretische Frage durch eine pragmatische Antwort weniger aufgelöst als stillgestellt. Denn pragmatischerweise sollte immer die Rede sein von "vernünftigen Kompromissen", deren Vernunft eben darin liegt, das theoretische Tertium non datur praktisch zu unterlaufen. Die pragmatische Kontaktaufnahme zwischen Geistes- und, nun präzise, weil eine Differenz im Wissen selbst anzeigend: *Naturwissenschaften* (und nicht nur Techniken oder Technologien) läuft darum jeweils auf die Suspension der Theorie hinaus, die sich auf den status quo verwiesen sieht: Zwar bleiben Geistes- und Naturwissenschaften *theoretisch* durch eine Kluft getrennt – zwei "Kulturen" –, aber *praktisch* können und müssen sie sich jeweils arrangieren.

Es kann deshalb gefragt werden, ob die "vernünftigen Kompromisse" nicht auch darin vernünftig sind, daß sie *an sich* auf geschichtliche Veränderungen des theoretischen Horizonts selbst verweisen, die sehen lassen, wie die Suspension der Ausschließung des Dritten auch de facto zuletzt nur möglich ist, weil die alte Opposition de jure ihrerseits bereits porös geworden ist. Dafür, daß es sich in der Tat so verhält, hat der Hinweis auf Jean-François Lyotards 1979, genau zwanzig Jahre nach C. P. Snows Essay erschienenen "Bericht über das Wissen": "La condition postmoderne" vermutlich immer noch einige Aktualität.<sup>4</sup> Aber abgesehen davon, daß ein Vierteljahrhundert inzwischen auch am Status der Wissenschaften als solcher keineswegs spurlos vorbeigegangen ist, erscheint Lyotards scharfsichtige Bestandsaufnahme im Rückblick notgedrungen selber noch sehr pragmatisch, und auch mit der wiewohl überaus populär gewordenen Rede von der "Postmoderne" kann es auf die Dauer kaum ein Bewenden haben.

Lyotards Thema ist die seit dem Ende des zweiten Weltkriegs immer fühlbarer gewordene Selbstauflösung der ganzen seinerzeit gern unter dem Titel "Metaphysik" apostrophierten Tektonik der begrifflichen Oppositionen, wie sie die industrielle Moderne markierten. Lyotard selbst bevorzugt zwar, und durchaus in polemischer Absicht, den Titel "Moderne", der aber der namentlich von Heidegger und Derrida in Auseinandersetzung mit Husserls Krisis-Schrift gedachten Metaphysik kompatibel bleibt: Die De(kon)struktion gilt der Verfassung des wissenschaftlichen Denkens seit Galilei, Descartes und Leibniz, das jeweils in der Kontinuität einer Geschichte vorgestellt wird. Diese Konstruktion ist bestreitbar und fordert im Sinn ihrer Verfechter selber zu einer kritischen Genealogie des philosophischen Denkens *einschließlich* jener Gestalten der De(kon)struktion heraus. Näher zum Thema der beiden "Kulturen" wäre in post-

<sup>4</sup> Jean-François Lyotard: La condition postmoderne. Rapport sur le savoir, Paris 1979 (dt. Das postmoderne Wissen, Graz u. a. 1986).

moderner Optik jedenfalls zu erwarten, daß sie sich, wenn schon nicht in Antike und Mittelalter, so doch spätestens seit dem 17. Jahrhundert gegeneinander differenzieren.

Zu einer solchen Unterstellung macht freilich auch das 18. Jahrhundert denkbar wenig Mut, und noch Hegels Einteilung der Realphilosophie in Naturphilosophie und Philosophie des Geistes gründet in der Einen Methode der „Wissenschaft der Logik“ und zielt nicht auf eine Differenz methodischer „Einstellungen“. Der Befund macht vielmehr deutlich, daß die Konfrontation von Natur- und Geisteswissenschaften weder metaphysischer Herkunft noch auch nur metaphysik-analogen Gepräges ist: Sie gehört von Grund auf zum Gestus der industriellen Moderne und bringt in der Tat wissenschaftliche Einstellungen ins Spiel, die innerhalb der Metaphysik weder nötig noch auch nur möglich waren. Es darf mithin nicht außer acht gelassen werden, daß die fraglichen „Geisteswissenschaften“ erst im 19. Jahrhundert entstehen und ihren Anspruch auf Wissenschaftlichkeit dadurch einlösen, daß sie nicht minder „positiv“ verfahren als die längst durch ihre unübersehbaren Erfolge sanktionierten Naturwissenschaften. Diese Positivität besteht nun negativ gewendet darin, rein empirisch, d. h. keineswegs ohne methodenkritisches Rüstzeug – die metaphysischen Methodentraktate, so zuletzt Hegels „Wissenschaft der Logik“, werden abgelöst von der Wissenschaftstheorie –, wohl aber ohne metaphysische Substruktur, d. h. nicht onto-theo-teleologisch zu arbeiten.

Hatte Hegel noch einmal die Vielfalt der Wissenschaften metaphysisch in das Eine Wissen oder *die* Wissenschaft „aufgehoben“, dann sind dessen Nachfolger die Weltanschauungen und alsbald die Ideologien, Simulationen der als die wahren Erben übriggebliebenen positiven Wissenschaften (im Pluraletantum). Irreduzible Pluralität, weil demzuvor irreduzible Differenz ist die Signatur der industriellen wie der postindustriellen oder medialen Moderne überhaupt. Zur radikalen Differenz gehört aber, darauf hat Lévinas eindringlich hingewiesen, die Asymmetrie, die sich im Fall des Verhältnisses von Natur- und Geisteswissenschaften sogleich darin erweist, daß diese ihre Wissenschaftlichkeit an jenen messen und nie umgekehrt. Mit andern Worten: die wissenschaftliche Dignität der Geisteswissenschaften war von Anfang an prekär und ist es bis heute, wo sie sich als solche verabschieden, geblieben.

Es leuchtet wohl ein, daß dies nicht allein an der fraglichen Nützlichkeit, d. h. letztlich an der minderen Popularität oder Aura der Geisteswissenschaften liegen kann. Daß ihrer positivistischen Schieflage also nie recht abgeholfen werden konnte, muß ein versteckteres Motiv haben, das nach allem nur auf jenem philosophischen Niveau aufzufinden sein kann, auf dem Hegels Realphilosophie die Extreme von Natur und Geist zusammenhielt, auf dem Niveau der Logik selbst. Denn die Moderne ist, wie schon das frühe Denken im Horizont der Industrialisierung deutlich macht, derart radikal von der vormaligen

Metaphysik und ihrem Produktionsparadigma der Handwerklichkeit verschieden, daß beide nicht einmal mehr, und wieder gegen den Anschein geschichtlicher Kontinuität, den Boden der Logik gemeinsam haben. Freges "Begriffsschrift" formalisiert gegen Ende der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts nur, was sich schon längst ereignet hat: die Transformation der klassischen Logik der Copula oder des Grundes, der platonisch-aristotelischen „Mitte“ (*meson*), in die mitte-lose Logik der Funktion. In dieser Tat und nicht in der Bereitstellung eines, wie immer nützlichen, "für bestimmte wissenschaftliche Zwecke ersonnene[n] Hilfsmittel[s]"<sup>5</sup> liegt Freges geschichtliche Bedeutung. Bestand die über zwei Jahrtausende fortwirkende Kraft des metaphysischen Logos in der immer neu ins Werk gesetzten Gewißheit, daß die Differenz von Subjekt und Prädikat bzw. von Subjekt und Objekt zurückzudenken sei in die produktive Einheit des in der Copula, im "Sein", vorscheinenden Prinzips, wie es der deutsche Idealismus zuletzt "das absolute Subjekt-Objekt" nannte, dann setzt die beginnende Industrialisierung dagegen ihr Tertium non datur von Funktion und Argument: Die Welt selbst ist grundlos geworden.

Und hier, will mir scheinen, springt die logische Konstitution der asymmetrischen Differenz von Natur- und Geisteswissenschaften geradezu in die Augen. Denn diese das Denken der gesamten industriellen Moderne, also bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts im Sinn eines Entweder-Oder bestimmende ontologische Differenz von Funktion und Argument war zugleich das Programm aller in das Begriffspaar einzutragender Oppositionen (naturwissenschaftlich vs. historisch, Erklären vs. Verstehen,<sup>6</sup> nomothetisch vs. idiographisch, hart vs. weich etc.): Die „Argumente“ der Naturwissenschaften waren funktionalisierte Gegenstände, die der Geisteswissenschaften gegenständliche bzw. vergegenständlichte Funktionen. Und darin gründet unmittelbar auch die Asymmetrie der beiden "Kulturen" wie der wissenschaftstheoretische Primat der Naturwissenschaften. Die geisteswissenschaftlichen Gegenstände sind ihrer Konstitution nach nie "rein", sondern immer schon Funktionen für Funktionen, so daß diese Wissenschaften – wie die deutsche Bezeichnung "Geisteswissenschaften" genugsam kundtut – in einem Medium (relativer) Identität beheimatet sind, die den Schein der Kontinuität mit der metaphysisch gedachten Identität nie ganz abzustreifen vermag. C. P. Snow kann ihre Kultur deswegen auch schlicht "traditional culture" nennen (und positiv gewendet sind sie in der Tat die Baustelle des modernen kulturellen Gedächtnisses). Die Naturwissenschaften hingegen haben es immer mit dem zu tun, was die Funktion ursprünglich, nach dem plastischen Ausdruck Freges, "sättigt" – mit dem vermittlungslos *anderen* der

<sup>5</sup> Gottlob Frege: Begriffsschrift und andere Aufsätze, 3. Aufl. Mit E. Husserls und H. Scholz' Anmerkungen hrsg. von Ignacio Angelelli, Darmstadt 1974, S. XI [V].

<sup>6</sup> Vgl. die kritische Darstellung in Ute Daniel: Kompendium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter, Frankfurt a. M. 32002, S. 400-409.

Funktion. Und auch dies gehört wesentlich und von Anfang an zur Signatur der Moderne: wie die Zeit der Metaphysik die Kultur des Selben (*to ayto*) war, ist die Moderne die Kultur des anderen (nicht *to heteron*, sondern *to allo*).

Heidegger verstrickte sich also keineswegs in den Sprachgarnen eines privat-mythologischen "Seins", wenn er unbeirrt auf der Bedenklichkeit der ontologischen Differenz beharrte: Sie ist die "seinsgeschichtliche" Abbräviatur der Moderne schlechthin, wobei die geheimnisvolle Seinsgeschichte sich im Licht der Logik erweist als die Geschichte der nicht bloß formal-logisch, sondern metaphysisch – als Grund – gedachten Copula und ihres modernen Entzugs. Wider den Strich gleich zweier philosophischer Traditionen und Selbstvergewisserungen, der analytischen wie der hermeneutisch-phänomenologischen, ist es daher ebenso legitim wie heuristisch fruchtbar, "ontologische Differenz" und "Satzfunktion" zusammenzudenken. Sichtbar wird dann nämlich, wie die irreduzible Differenz, die im 19. Jahrhundert und noch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gegen das zum Schein gewordene Identitätsprinzip der Metaphysik, den „Grund“, in allen Schattierungen von *Ab-Gründigkeit* gedacht worden war, nunmehr in der zweiten Jahrhunderthälfte als solche zum *Feld* des im weiteren wie im engeren Sinn philosophischen Denkens wird.

Gemeinsam ist all diesen Bemühungen, daß sich die vormals gleichsam solide Differenz in ihrer Funktionalität nun selber ins Unabsehbare differenziert und, so oder so, beschrieben wird als Sprachfeld. So entzieht sich Derridas Formel „Der Text hat kein Außen“<sup>7</sup> dem lebensweltlich-szientifischen Verständnis kaum weniger entschieden als Heideggers Gnome „Die Sprache spricht als das Geläut der Stille“,<sup>8</sup> und allerdings denken beide wo nicht in das Selbe, so doch in dieselbe Richtung. Wenn Heidegger neun Jahre später entdeckt, das „Wesende der Sprache“ sei „die Sage als die Zeige“,<sup>9</sup> dann erweist sich sein „Weg zur Sprache“ als Weg in die „Stille“ der Schrift, Derridas *écriture*. Denn der „Aufriß ist die Zeichnung des Sprachwesens“ und „Riß ist dasselbe Wort wie ritzen“.<sup>10</sup> Heideggers Denken gelangt damit der eigenen Schwerkraft folgend genau in die Gegend, die in denselben Jahren vom Strukturalismus exploriert wird – und auch schon an deren Grenze, die ihrerseits vom „Poststrukturalismus“ erkundet werden wird.

Sollte es dabei nun nicht, wie der in seine Tagesordnungen verliebte Allverstand auch heute noch gern zu Protokoll gibt, um verantwortungslose Absonderlichkeiten und akademisch-narzißtische Sprachspiele handeln, dann müßte diese sich selber differ(enz)ierende Differenz des Sprach- bzw. Informa-

<sup>7</sup> Jaques Derrida: *De la grammatologie*, Paris 1967, S. 227: *Il n'y a pas de hors-texte*.

<sup>8</sup> Martin Heidegger: *Die Sprache* (1950), in: *Unterwegs zur Sprache*, Pfullingen 1959, S. 30.

<sup>9</sup> Heidegger: *Der Weg zur Sprache* (1959), a. a. O., S. 254.

<sup>10</sup> Ebd., S. 252.

tionsfelds, die Derrida mit zugegeben provokanter Vorsicht *différance* genannt hat, allenthalben auch in den Wissenschaften selber - und selbstverständlich unter anderen Terminologien - aufweisen lassen. Daß die postpositivistischen Biowissenschaften den genetischen Code entschlüsseln und reproduktive Programme beschreiben, mag wohl, wie viele ihrer Vertreter behaupten, eine *façon de parler* sein, aber gerade als *façon de parler* verweist es darauf, daß die Naturwissenschaften insgesamt sich in der geschichtlichen Lage nach der Katastrophe der "Protokollsätze" des Wiener Kreises zunehmend darauf einrichten, den Status von Modellen zu haben, die unhintergebar sind auf irgendeine Natur an sich (wie es die neurobiologische Forschung ohnehin seit längerem propagiert und popularisiert). Das muß keineswegs, wie es nostalgischerweise scheinen könnte, den resignativen Zug eines sich Bescheidens haben, sondern verweist vielmehr auf neue, noch kaum ausgeschöpfte heuristischen Potentiale.

Logisch gesprochen bedeutet es einfach genug: das nackte Argument ist nicht zu haben – es ist immer schon Argument-seiner-Funktion<sup>11</sup> und weiter: selber schon Funktion eines tieferliegenden Arguments usw. Die "Familienähnlichkeit" mit den Geisteswissenschaften wird hier augenfällig. Daß diese ihrerseits, soweit ich sehe, nicht auf der Suche nach historischen *Programmen* sind – hierin vermutlich von den Gesellschaftswissenschaften im engeren Sinn unterschieden –, sondern eher auf einer – wiederum im Unterschied zur Kunst: - methodisch gesteuerten *Spurensuche*, wird wohl an dem bereits angedeuteten Unterschied von natürlicher und geschichtlicher Evolution liegen. Die Geschichte der menschlichen Kultur ist immer auch die Geschichte des Bewußtseins, und Bewußtsein ist, formelhaft gesagt, das *Fürsichsein der Differenz*. Insofern haben die gegenwärtigen Geisteswissenschaften den Naturwissenschaften gegenüber die Schwierigkeit, jederzeit zu tun zu haben mit der Differenz als Differenz, die, soll sie nicht in einem verzweifelt an sich festhaltenden Positivismus selber als Argument simuliert werden, nur zu beschreiben ist als Spur und also – auch bereits eine ein halbes Jahrhundert alte Einsicht – als Spur von Spur usw.

Indem sich also in der ihrer selbst bewußt werdenden medialen Moderne die Wissenschaften insgesamt ihres "postmodernen" Status bewußt werden, der nach allem der post-positivistische Status der seit zwei Jahrhunderten nicht mehr metaphysischen Wissenschaften ist, entdecken sie ihren gemeinsamen Modellcharakter. Sie sind damit allerdings auf dem geschichtlichen Weg zu jener "Einheitswissenschaft", von der der Wiener Kreis noch hinreichend naiv geträumt hatte. Gegen die langsam spürbar werdende befremdliche Gestalt, die sie darüber anzunehmen begonnen haben – auch in der unaufhaltsamen Speziali-

<sup>11</sup> Die Quantenmechanik hat dem schon früh dadurch Rechnung getragen, daß ihr Gegenstand nicht traditionell das Gemessene, sondern die unhintergebbare Dyade Messung-Gemessenes, d. h. die intentionale als die durch den sog. Beobachter mit-konstituierte Verfassung ihre Gegenstands ist.



sierung, Technisierung und Technologisierung des Wissenschaftsbetriebs und so in der Durchdringung („Vernetzung“) der methodischen Spielräume und Gegenständlichkeitsfelder der vormaligen Natur-, Geistes-, Sozial- und Ingenieurwissenschaften insgesamt – hätten die Vertreter des Wiener Kreises aber vermutlich aufs schärfste protestiert. Wittgenstein war wohl, nach Nietzsche, einer der wenigen, die damals schon gesehen haben, daß der alte Unterschied von „Natur“ und „Geist“, Erbe der vormaligen Metaphysik, irgendwann nurmehr lebensweltliche Bedeutung haben würde.<sup>12</sup>

---

<sup>12</sup> Die Absorption der klassischen Geistes- in die aufsteigenden Erziehungswissenschaften (educational sciences) ist bereits Lyotard in den Blick gekommen (vgl. das 12. Kap. der „Condition postmoderne“: „Die Erziehung und ihre Legitimation durch die Performativität“). Kompensiert wird diese performative Absorption durch die Institutionalisierung interdisziplinärer Forschungszentren mit „geisteswissenschaftlichem“, z. B. anthropologischem, numismatischem, papyrologischem Schwerpunkt.